

Vortrag von Dagmar Völker anlässlich der Namensgebung des SPP – Therese Benedek

## **Therese Benedeks Blick auf die frühe Mutter-Kind-Beziehung**

Nach den Vorträgen von Michael Schröter und Ludger Hermanns, die sich mit der Lebensgeschichte und den bewegenden Bezügen zu dieser Zeit befasst und in uns lebendige Bilder ausgelöst haben, möchten Brigitte Trimper und ich uns in zwei kurzen Einblicken in das wissenschaftliche Werk unserer Namensgeberin widmen. Therese Benedek hat sich ja mit verschiedenen Themen befasst – die Arbeiten zur Gegenübertragung, zur Supervision und zu Problemen der Lehranalyse sind zu nennen, aber auch klinische Forschungen über die weibliche Sexualität oder endokrinologische Bezüge in der Psychosomatik finden sich in ihren zahlreichen Veröffentlichungen. Das Meiste davon ist in englischsprachigen Zeitschriften und Buchbeiträgen veröffentlicht worden, liegt nicht übersetzt vor und ist schwerer zugänglich. Auch hier ist der Verlust an Kontinuität durch den Kulturabbruch durch den Nationalsozialismus schmerzhaft zu spüren. Der Text, den ich mir ausgesucht habe, »die psychosomatischen Auswirkungen der primären Einheit zwischen Mutter und Kind«, liegt auch nur in Englisch vor, und ich hoffe, ihn ausreichend gut erfasst zu haben. Er ist im Oktoberheft des »American Journal of Orthopsychiatry« 1949 erschienen. Die Sprachmelodie ist außerordentlich klar und einfach.

Beim Lesen entstand in mir das Bild einer unaufgeregten, genau beobachtenden, sehr sachlichen, von ihrer Sicht überzeugten, aber andere Perspektiven respektvoll gelten lassenden, durch eigene Erfahrungen geprägten Forscherin. Zum Einstieg stellt Therese Benedek fest, dass die damals publizierten Beobachtungen über die Inkorporation mütterlicher Gefühle und Konfliktkonstellationen in das frühe Kind viele Unklarheiten

enthalten. Sie wolle sich mit der Psychodynamik der bewussten und unbewussten Kommunikation in dem Mutter-Kind-Paar befassen, um die psychobiologischen Faktoren, die Mutterschaft und die Entstehung von Mütterlichkeit befördern, aufzuklären. Sie erfindet für die Mutter-Kind-Einheit einen Begriff, der heute noch in vielen Veröffentlichungen späterer Autoren verwendet und inzwischen umgangssprachlich oft gebraucht wird. Die »Mutter-Kind-Symbiose« bezog sich zunächst auf die Schwangerschaft. Dieses Aufeinander-Angewiesen-Sein, die »Symbiose«, wird zwar durch die Geburt jäh unterbrochen, enthält aber noch die körperlich fixierte Erinnerung an den vorherigen Zustand und strebe über psychosomatische – d. h. hormonelle-körperliche und psychische Anteile – nach Fortsetzung im Wochenbett. In Psychoanalysen würde zwar die Weitergabe von Mütterlichkeit und dem Verhalten zu Kindern über Identifikation mit der jeweiligen Mutter von Generation zu Generation bearbeitet, aber genuine, primäre Faktoren der Entwicklung von Mütterlichkeit nicht erfasst.

Zunächst befasst sich Therese Benedek mit den körperlich bedingten, sich emotional auswirkenden Prozessen während des Menstruationszyklus der Frau. In der Phase nach dem Eisprung, die sie nach dem dann produzierten Hormon die »Progestin-Phase« nennt, bereitet sich die Schleimhaut des Uterus entweder auf die Aufnahme des befruchteten Eies oder auf Abbruch und Neubeginn des Zyklus vor. Emotional sei ein Rückzug von äußeren, auch heterosexuellen Objekten zu verzeichnen, wie ein Atemholen. Im Falle einer Schwangerschaft setze schon einige Tage später die emotionale Besetzung durch das Kind ein. Die Interaktion zwischen Mutter und Kind – die Symbiose – beginne mit der Konzeption. Bei der werdenden Mutter bewirkten die Veränderungen in den hormonellen und allgemeinen

Stoffwechselprozessen einen großen An Schub von Vitalität, von libidinösen Gefühlen und Energie. Die Autorin beschreibt einen Zuwachs von »primärem Narzissmus« als Resultat hormoneller Prozesse und einer ausgeglichenen Stoffwechselbalance, die eine Quelle der Entwicklung von Mütterlichkeit sei. Dieser Zustand zeige scheinbar regressive Momente, in denen aber vorher bestehende Spannungen besser integriert werden könnten, so dass manche Frauen diese Zeit als »die Beste ihres Lebens« bezeichneten. Ein anderer Aspekt sei das Anwachsen »rezeptiver Tendenzen«, wie z. B. das »Essen für zwei« oft bizarrer Nahrungsmittel. Therese Benedek beschreibt das drängende Verlangen nach Erfüllung dieser Bedürfnisse, bei der der Ehemann und die ganze Familie gefragt wären, sonst entwickle sich unter der Frustration Ärger und Wut, die den primären Narzissmus zerstörten. Die Unterscheidung von primärem von sekundärem Narzissmus macht sie an der biologischen Bedingtheit der primären Stufe fest. Der sekundäre Narzissmus bilde sich eher mit der Außenwirkung der Schwangerschaft und den Phantasien über das Kind als Wunscherfüllung eigener Intentionen heraus. Dabei ergeben sich natürlich viele Störungsmöglichkeiten der Entwicklung von Mütterlichkeit, z. B. durch Enttäuschung über das Geschlecht des Kindes. Die Geburt unterbreche die Kontinuität der Mutter-Kind-Einheit mit einem plötzlichen Schnitt, dessen traumatische Konsistenz Therese Benedek relativiert. Sie führt aus, dass einige Mütter, während sich ihr Körper hormonell auf die nächste mütterliche Funktion, die Laktation, vorbereitet, an einem emotionalen Rückstau leiden. Mit viel Verständnis beschreibt sie die Schwierigkeiten mancher Mütter, ihr jetzt sichtbares, mit so vielen spezifischen eigenen Phantasien ausgestattetes Kind anzunehmen. Stattdessen spüren diese Frauen nach der Entbindung heftige Gefühle von Verlust und Leere, sind bestürzt über ihre mangelnden Gefühle für das Kind

und entwickeln Schuldgefühle und Unsicherheiten im Umgang mit dem Kind. Viel häufiger wäre allerdings die Entwicklung starker Liebesgefühle für das Kind in den ersten Stunden, wenn die Mutter den ersten Schrei hört und dann freudig kaum abwarten könne, bis ihr das Kind an die Brust gereicht wird. In der frühen postpartalen Phase mit dem kritischen emotionalen Rückstau sei die Beziehung zwischen den jungen Eltern sehr wichtig. Die Frau brauche in dieser Situation die »Bemutterung« durch den Mann, um die Anfälligkeit für depressive Gefühle durch die Unterbrechung der Mutter-Kind-Einheit in der Schwangerschaft zu überwinden. Durch die Liebe, die sie von ihrem Mann bekäme, könne sie diesen Verlust überwinden und die Liebe ihrem Kind weitergeben. Unabhängig von der emotionalen Entwicklung bereite sich der Organismus der Mutter in Fortsetzung der Symbiose auf die Milchbildung vor. Die Prolactin-Produktion, die die Milchbildung auslöse, bewirke im mütterlichen Körper einen Zustand, der emotional der Progestin-Phase der Menstruation ähnele. Die sexuellen Bedürfnisse träten eher zurück, die Mutter könne durch das Stillen ihre eigenen passiven, abhängigen, rezeptiven Bedürfnisse befriedigen. Sie fühle eine Einheit mit dem Kind an der Brust und spüre befriedigt die Kontinuität der originären Symbiose.

Offenbar kämpft Therese Benedek in diesem Text gegen Behauptungen, dass chemisch hochwertige Babynahrung besser für das Kind sei als Stillen. Sie betont, dass die Flaschenfütterung keine Mütterlichkeit vermittele und belegt ihre Feststellung mit einer eindrucksvollen Vignette. Die Autorin führt aus, dass sich die Symbiose im Wochenbett aus dem existentiellen Bedürfnis des Babys, gestillt zu werden, mit dem instinktiven Bedürfnis der Mutter, die physiologische und emotionale Bereitschaft für ihre Mütterlichkeit zu

erfüllen, verbindet. Diese Zeit der Integration von Mütterlichkeit sei aber besonders störanfällig: einerseits durch Regression der Mutter während der Stillzeit auf ein orales Niveau, andererseits durch unbewusste Identifikationsprozesse zwischen Mutter und Kind, in die alle Ängste und Unsicherheiten der Mutter in der neuen Rolle eingehen. Alle emotionalen Störungen der Mutter »gehen in die Milch«, sagt der Volksmund, verursachten Koliken und andere Störungen. Therese Benedek wendet dagegen entwaffnend ein, dass wir die Transportwege der Weitergabe emotionalen Drucks an das Kind nicht kennen. Im Text geht sie dann auf die Beteiligung des Kindes in der Mutter-Kind-Einheit ein. Die ursprüngliche Symbiose würde – wie beschrieben – nach der Geburt fortgesetzt. Es wiederholen sich immer wieder ähnliche Vorgänge: das schlafende Kind ähnele dem intrauterinen Stadium, erwache dann durch physiologisch bedingte innere Bedürfnisse, schreie, werde durch die Mutter befriedigt und schlafe wieder ein. Die Mutter reduziere durch ihre Mütterlichkeit die Frequenz der störenden Stimuli, die Intensität und Länge der Schreiphasen. Die Quelle der Bedürfnisse des Kindes sei also innen, die Befriedigung käme von außen. Durch die Erfüllung der Bedürfnisse des Kindes entstehe Vertrauen. Diese sich wiederholenden Prozesse der zuverlässigen Zuwendung und Bemutterung stärken das Ich des Kindes und ermöglichen ihm, eine angemessene Fähigkeit zu entwickeln, die Objekte der Außenwelt wahrzunehmen. Dadurch könne es neue und unerwartete Situationen verarbeiten.

Davon ganz unterschieden entwickle sich die Selbststruktur von Kindern, deren Mütter aus verschiedenen Gründen keine verlässliche Beziehung bieten konnten. Die Autorin beschreibt, wie solche Kinder sich mit

konditionierten Reflexen an eine nicht von Liebe geprägte Versorgungssituation gewöhnen und dadurch überleben können. Diese Konditionierung schütze vor der existenziellen Angst, die entsteht, wenn das Kind mit seiner schwachen Selbststruktur allein ist und sich ausgeliefert fühlt. Jede neue Situation wird dann als Gefahr empfunden. Therese Benedek schließt daraus, dass die Fähigkeit des Selbst zu lernen, die Objektwelt zu bewältigen, mit der Entwicklung einer sicheren objektlibidinösen Bindung einhergeht. Eine Selbststruktur, die auf Vertrauen begründet ist, sei also flexibler in der Anpassung an die Realität. Andererseits sei ein Selbst, das keine Sicherheit durch die Mutter erfahren habe und sich auf strikt konditionierte Anpassung stützen muss, sehr gefährdet bei neuen Anpassungsaufgaben. Sie geht dann darauf ein, wie in den ersten Wochen und Monaten das physiologische und mentale System des Kleinkindes auf eine umfassende Weise mit dem System der Mutter kommuniziert – und untersucht den Zusammenhang mit der Öffnung der Mutter für andere Lebensbereiche in dieser Zeit, die das Baby als Abwendung erleben mag. Die daraus resultierenden »Stürme von Erregung« beim Kind könnten sich auf die Eingeweide schlagen, so dass die Intensität und Häufigkeit von gastrointestinalen Beschwerden in den ersten drei Monaten ein Maß für die Interaktion zwischen Mutter und Kind wären. Die Autorin zitiert Melanie Klein, die die Teufelskreise zwischen Mutter und Kind und im Inneren des Kindes beschreibt, wenn Probleme beim Stillen auftreten, und die Kinder mit Hunger und Schmerz Konzepte von »gut« und »böse« etablieren. Kinder, die eine feindliche Haltung der Mutter inkorporieren, ziehen beim Stillen schmerzhaft an der Brust und verstärken die Feindlichkeit der Mutter. Rado und Fenichel führten weiter aus, dass frühe Enttäuschungen beim Füttern und Verdauen zu Hilflosigkeit und Minderwertigkeit im Selbstgefühl des

Kindes führten. Therese Benedek stellt – ohne die Probleme beim Stillen zu überhöhen – fest, dass sich das Kleinkind durch Identifizierungsvorgänge mit der Mutter vom undifferenzierten Zustand des Neugeborenen zu einem Individuum mit einem strukturierten mentalen System entwickelt, das die psychischen und somatischen Prozesse beherrscht. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass diese Arbeit sehr fein und sehr genau den Zusammenhang des biologisch ausgelösten Bedürfnisses der Mutter nach einer Fortführung der Symbiose im Wochenbett und der frühen Kindheit des zunächst hilfsbedürftigen Neugeborenen erfasst.

Ich bin nicht sicher, ob wir jetzt in der Lage sind, das Revolutionäre dieser Arbeit – vor und gleichzeitig mit Erik Erickson, Margaret Mahler, später mit Martin Dornes und Daniel Stern – angemessen zu erfassen. Inzwischen unterlegen Babybeobachtungen in großem Stil einige von Therese Benedeks Feststellungen, erweitern und bestätigen sie. Die Beschreibung des Zusammenspiels körperlicher und psychischer Faktoren in der Entwicklung des Selbstgefühls des Menschen zeigt ihr Bemühen um eine weite, differenzierte Sicht dessen, was den Menschen zum Menschen macht. Wir sind froh und stolz, dass unsere Arbeit am Institut sich mit ihrem Namen verbinden wird.